

Von Hans-Joachim Sander

Wie soll es weitergehen mit der katholischen Religionsgemeinschaft? Offenkundig ist, dass es so nicht weitergehen kann. Niemand mit Sinn und Verstand wird das bestreiten und jeder weitere Bericht über den sexuellen Missbrauch der katholischen Kirche macht das bedrängender. Man denke nur an die Wucht der schieren Fakten aus dem Bericht der Sauvé-Kommission über die letzten 70 Jahre sexualisierter Gewalt in der französischen Kirche. Berichte, die sich an die Erhellung des Dunkelfelds machen, werden in den nächsten Jahren stark an Zahl zunehmen. Ihre Erkenntnisse belegen schon jetzt: Würde so weitergemacht wie bisher, wird die katholische Kirche in kurzer Zeit in einen Abgrund stürzen, der bestenfalls eine Nische zulässt, um sich weiter selbst zu verzweigen. Eine Kirche, die weiter machte wie bisher, würde nicht wirklich fehlen. Das ist der Fluch der bösen Tat und er hat erst angefangen, sich in der Weltkirche zu entfalten. Ihre Glaubwürdigkeit verfällt rasant und diese „Krankheit zum Tode“ lässt sich mit Mitteln aus der Hausapotheke nicht aufhalten.

Als Königsweg für die nötige Veränderung gelten gegenwärtig synodale Prozesse, also der Weg, auf den sich die deutsche Kirche gemacht hat, sowie den, den der Papst für die ganze Weltkirche angestoßen hat. Über die innere Zuordnung beider, sowie die genaue Lokalisierung der verändernden Kraft von Synodalität gibt es nun einen Disput zwischen dem Wiener Dogmatiker Jan-Heiner Tück und dem Salzburger Fundamentaltheologen Gregor-Maria Hoff.

Keiner von beiden bestreitet, dass vieles in der Kirche anders werden muss. Nach Tück solle die Kirche das Heil aus ihrer Misere darin suchen, mit ihrer Botschaft nach außen hin evangelisatorisch kraftvoller aufzutreten. Keine Demokratisierung bei Struktur- und Machtfragen und keine reformierte Sexualethik könnten diese Evangelisierung ersetzen; sie überspielen nur „die anhaltende Versteppung des Glaubens“. Man solle es bei der Verbindung von Weihe- und Leitungsamt belassen. Das schließt Effizienzsteigerungen nicht aus, wie es das Versagen der Hierarchie im Missbrauch nun einmal nötig macht. Tück bemüht für seine Aufforstung der Flurschäden des Missbrauchs sowohl das letzte Konzil wie Benedikt XVI., weil beide für eine sakramentale Struktur der Kirche einträten. Außerdem würde eine Selbstprotestantisierung durch innerkatholische Gewaltenteilung die Orthodoxie weiter entfremden und den Protestantismus nur peinlich berühren.

Nein zum Fluch der bösen Tat

Dem hält Hoff entgegen, dass die eigentliche Bedeutung des deutschen synodalen Prozesses darin besteht, dass Bischöfe und Laien auf Augenhöhe miteinander an Lösungen arbeiten und Evangelisierung eben nicht in ein Sonderforum ausgegliedert wird. Sie ist elementarer Bestandteil der apostolischen Dignität des synodalen Weges. Der geistliche Sinn synodaler – nicht demokratischer – Gewaltenteilung eröffne daher „Spielräume“ in der Missbrauchskrise aufgrund einer veränderten Disposition kirchlicher Macht. Nur dadurch werde man, so Hoff in einer weiteren öffentlichen Wortmeldung, dem „Lehramt der Betroffenen“ der sexualisierten Gewalt den Raum geben, der ihm kirchlich gebührt.

Beide Kollegen haben mit ihren Intentionen schlichtweg recht, und doch stecken sie jeweils in einer Falle. Sie wird aufgestellt



Foto: Arne Deiert / dpa / picturedesk.com

Kirche wohin?

In Deutschland und weltweit ringt die katholische Kirche um ihre Zukunft nach den Missbrauchsskandalen. (Im Bild: Thomas Sternberg vom Zentralkomitee der Deutschen Katholiken, Mitte, und Georg Bätzing, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, links, bei der zweiten Synodalen Versammlung Ende September in Hessen).

Sowohl Jan-Heiner Tück als auch Gregor Maria Hoff haben mit ihrer Intention hinsichtlich des „Synodalen Weges“ der Kirche recht – und doch stecken sie jeweils in einer Falle. Weiterführung einer Debatte.

Nein sagen müssen, um überhaupt Ja sagen zu können

von dem Vorrang des Ja-Sagens, das beide bevorzugen. Tück sagt primär Ja zur Sakramentalität von Kirche und Hoff zur Apostolizität synodaler Wege. Es ist nichts gegen das doppelte Ja-Sagen an sich zu sagen, aber beiden Ja geht eine Bedingung ihrer Möglichkeit voraus: das Nein zum Fluch der bösen Tat des Missbrauchs. Dieses Nein wollen beide natürlich erreichen, aber sie setzen es nur über das vorgängige Ja in Kraft.

Mir erscheint das dezisionistisch und daher illusorisch. Nicht erst das Ja zur Kirche setzt das Evangelium frei, sondern das Nein dazu, so weiterzumachen, eröffnet den Raum, hier und heute auf das Evangelium zu kommen. Die Reihenfolge ist nicht Ja und dann erst Nein, sondern Nein, um überhaupt noch Ja sagen zu können. Kirche ist nicht die Köchin des Evangeliums, sondern dessen Kellnerin. Das Ja zum Glauben dieses Evangeliums ist eine Gnade Gottes und keine Begnadigung kirchlicher Unsäglichkeiten. Nein zum kirchlichen Missbrauch und Ja zur menschheitlichen Bedeutung des Evangeliums sind nicht binär codiert. Das Evangelium folgt keinem Entweder-oder, sondern mutet einen dritten Weg zu: Nein nach innen gegen unheilvolle Machtgebräuche der Kirche und Ja zum Außen als dem entscheidenden Raum für das Angebot des Evangeliums. Zum Fluch der bösen Tat kann ein gläubiger Mensch nicht anders als Nein! sagen. Das Nein zum Fluch setzt dann ein Ja zum Evangelium und dessen Segen in Gang. Diese Abfolge lässt sich nicht umkehren, ohne in die Dekadenz der verfallenden Glaubwürdigkeit wegzukippen.

Nein sagen zu müssen, um Ja sagen zu können, ist ein ebenso prekärer wie komplexer Vorgang. Nach Camus entspricht er der Revolte, mit der Menschen gegen absurde Zusammenhänge aufstehen, die sie kleinmachen. Im Nein der Revolte übert sich das Ja zu einer Größe, die die Revoltierenden über sich selbst hinausführt. Camus unterscheidet deshalb Revolte von Revolution, die er eines doppelten Nein verdächtigt. Er hat damit die Widerstandsbewegungen der letzten Jahrzehnte für Menschen- und Bürgerrechte, Umweltstandards, Klimaziele vorgedacht. Er formulierte die Revolte noch als heroischen Habitus; aber ihre Kunst handelt eigentlich postheroisch, so die neuere Analyse von Geoff-



Die Replik von Gregor Maria Hoff auf Jan-Heiner Tück lesen Sie unter „Synodaler Weg in Deutschland: Auf Abwegen?“ (25.11.2021) auf fuerche.at.



„Mit Revolte gegen kirchliche Absurditäten vollzieht sich das Ja des Glaubens, weil es sich damit den Raum aufschließt, über die Bosheit des Missbrauchs hinauszuwachsen.“

roy de Lagasnerie. Revolte ist ein Anstoß für jede und jeden, sich gegen absurde Unverschämtheiten zu entscheiden. Nicht rebellische Heroen, sondern entschiedene Whistleblower setzen diese Kunst ins Werk. Sie beginnt anonym und verdichtet dann längst namenlos wirkende Revoltierende zu einem Netzwerk des Widerstandes. Mit Revolte gegen kirchliche Absurditäten vollzieht sich das Ja des Glaubens zum Evan-

gelium, weil es sich damit überhaupt erst den Raum aufschließt, über die Bosheit des Missbrauchs hinauszuwachsen.

Die Basis des Glaubens an das Evangelium ist nach der Predigt Jesu die Umkehr, also die Revolte gegen eigene absurde Selbsterherrlichkeiten; das gilt individuell und auch für eine Glaubenscommunio, die sich in Abwege absurder Machtherrlichkeit verirrt hat. Ihr hilft nur Umkehr. Auch die Basis ihrer eigenen Lehren sind Revolten, nämlich Konzilien, die ihre jeweiligen Glaubensformeln erst zu finden in der Lage waren, weil sie Nein zu Falschheiten gesagt haben, über die sie sich klar wurden.

Der synodale Prozess des Papstes muss ein Nein gegen die eigenen Absurditäten seinem synodalen Ja vorausschicken. Ohne klares Nein wird es nicht anders in der Kirche und kommt keine zustimmende Kirchenmitgliedschaft mit Sinn und Verstand mehr aus; sie wird sowieso schon längst und auf breiter Front nur anonym revoltierend gegen absurde Zugriffe von Kirche aufrechterhalten.

Jetzt steht die Netzwerkbildung an und darin besteht die Dignität der jeweiligen Synoden. Daher kann der vom Papst angestoßene Prozess den deutschen synodalen Weg nicht ersetzen, aber er erschöpft sich auch nicht auf dessen regional unvermeidlichem Niveau. Erst als Auftakt für ein weltkirchliches Konzil wird er taugen, als Ersatz dagegen schon im Ansatz scheitern.

Der Autor ist Professor für Dogmatik an der Kath.-Theol. Fakultät der Uni Salzburg.